der Fahrt dorthin mit seinem Automobil verunglückte. Ortega wurde schwerverletzt ins Krankenhaus geschafft; seinen Beruf wird er nicht wieder aufnehmen können.

Die Arena von Manzanares verpflichtete an seiner Stelle einen anderen Torero, Sanchez Majias, in dem ganz Spanien den König der Stierkämpfer von morgen sah.

Abenteuerlich und beispiellos war Majias' Karriere gewesen. Als Sohn eines mexikanischen Arztes hatte er Medizin studieren sollen. Er warf seinen aussichtsreichen Beruf zur Seite, um Torero zu werden. Im Anfang ging es ihm schlecht genug. Knappe zwei Mark verdiente er sich am Tag für die Fütterung der Kampfstiere in Mexiko City. Aber als er erst einmal in der Arena stehen durfte, machte er durch seine kaltblütige Unerschrockenheit schnell seinen Weg. Zwei Mark am Tag — —, so fing es an. Ein paar Jahre später bezog er in Spanien als gefeierter Torero zwanzigtausend an einem Nachmittag.

Dieser Majias trat also für den verunglückten Domingo Ortega in die Arena von Manzanares. Sanchez Majias beherrschte einen Trick, mit dem er Zehntausende von Zuschauern immer wieder in rasende Begeisterung zu setzen vermochte, und diesen Trick gedachte er dem Publikum von Manzanares nicht vorzuenthalten.

Vor dem in sinnlose Wut gebrachten Stier setzte sich der verwegene Torero auf den unteren Querbalken des Bretterzaunes, der rings um die Arena gezogen ist, und programmäßig mußte nun der Stier, der in seinem Zorn den Gegner in dieser Stellung schlecht erreichen konnte, an ihm vorüberrasen. Hundertmal war der Trick ausprobiert, hundertmal hatte er geklappt, und hundertmal hatten Tausende begeisterter Zuschauer in tosendem Lärm ihrer Begeisterung Luft gemacht.

In Manzanares schlug an diesem Tage der Trick fehl. In dem Augenblick, als der Stier dicht heran war, verlor Majias das Gleichgewicht, konnte sich nicht so schnell wieder aufrichten, und schon hatte der wütende Stier ihm mit dem linken Horn Schenkel und Leib aufgerissen.

Majias hatte noch die Kraft, sich zurückzuwerfen und damit das mörderische Horn aus der furchtbaren Wunde zu reißen, aber dann brach er zusammen. Der Torero hatte seinen Wagemut mit dem Tode bezahlt.

Ein schrilles Pfeifkonzert, das jäh abebbte, wie es angesetzt hatte, war seine Leichenmusik. Der Ruhm des toten Toreros versinkt, wie einst im alten Rom der Ruhm des toten Gladiators versank.

Majias' Schicksal wird keinen Nachfolger abschrecken. Auch für ihn wird ein anderer dieser modernen Gladiatoren das nächste Mal in die Arena steigen, wieder und wieder, bis auch er eines Tages dem hundertmal herausgeforderten Schicksal unterliegt.

Wie Petrus zweimal Meran besuchte

Anno domini 1931 bescherte der liebe Herrgott den Meranern eine besonders gute Weinernte in jeder Hinsicht, und da wollte er sich doch einmal überzeugen, in welcher Weise ihm die Beschenkten für den köstlichen Tropfen dankten. Deshalb entsandte er eines schönen Tages den heiligen Petrus mit diesem Auftrag in das Burggrafenamt, trug ihm aber beim Abschied strenge auf, ja nicht länger als einen Tag auszubleiben.

Der heilige Petrus suchte nun zunächst alle Kirchen von Meran auf und freute sich aufrichtig, daß er überall viele und andächtig betende Leute fand. Sodann aber gedachte er nach dem Auftrage des Herrn, die biederen Meraner auch ein wenig von ihrer menschlichen Seite zu beobachten und zu studieren, um zu hören, in welcher Form die richtigen „Weinbeißer" ihrerseits ihren Dank für den kostbaren Jahrgang 1931 an den Herrgott entrichteten. Und so besuchte er zunächst den kleinen, aber ungemein gemütlichen „Rothalerbuschen" unter den Lauben. In den braungetäfelten Stuben saßen die Meraner dicht wie die Traubendolden in unseren „Pataunen", stanken fürchterlich beizende Tabaksqualme an die Wände, die köstlichen Bildnisse des Kunstmalers Meisl in dicken Dunst verhüllend, führten den Humpen zum Munde, prüften mit tiefster Kennermiene lange, lange den guten Jahrgang und riefen dann zum Entsetzen des Apostels aus: „Kreizteifl! A vertuifelt guater Tropfn — a vertuifelt guater Tropfn!"

Da hielt es der heilige Petrus in der weinseligen Gesellschaft nicht länger aus und machte sich auf, so nach und nach, in der Hoffnung, mehr Glück zu haben, auch die anderen Burschen in Meran, wie den Santerbuschen, den Hosnjos, den Haisreinerbuschen, den Maringgele, den Reinerbuschen und wie sie alle heißen, zu besuchen, aber — o weh! — wo immer er eintrat, überall ertönte ihm aus weinseligen Lippen das gleiche Teufelslob entgegen: „Kreizteifl! A vertuifelt guater Tropfn!"

Bei diesem Probieren und Studieren waren dem Apostel drei Tage statt eines vergangen, und als er nun eiligst in den Himmel zurückkehrte, war der liebe Herrgott wenig zufrieden über seine Beobachtungen, und sein Unmut entlud sich in einem heftigen Donnerwetter, das er über das Burggrafenamt herabrasseln ließ.

Im Jhre 1932 bedachte der Herrgott die Meraner zur Strafe mit einem besonders schlechten Jahrgang und gab dem heiligen Petrus noch einmal einen Tag Urlaub, um zu erforschen, wie die Meraner in diesem Jahre den Wein einschätzten. In den Kirchen war wiederum zur Herzerquickung des Apostels fleißiger Besuch. In den vielen Buschen, wo die bekannten „Frühschöppler" nicht in der allerbesten Stimmung beisammensaßen — was mußte der heilige Petrus da wiederum hören: „Jo, Himmel, Herrgott, ist der lötz ausgfolln! Himmel Herrgott!"

Da hatte der himmlische Bote für diesmal von den Meranern mehr als genug und gedachte, seinen Urlaub in keiner Weise zu überschreiten, denn daß die Meraner dem Teufel dankten, wenn ihnen einmal ein guter Tropfen beschieden war, und dem Herrgott, wenn es einen „Sauremus" gab, das wollte selbst in seinen überirdischen Verstand nicht eingehen.

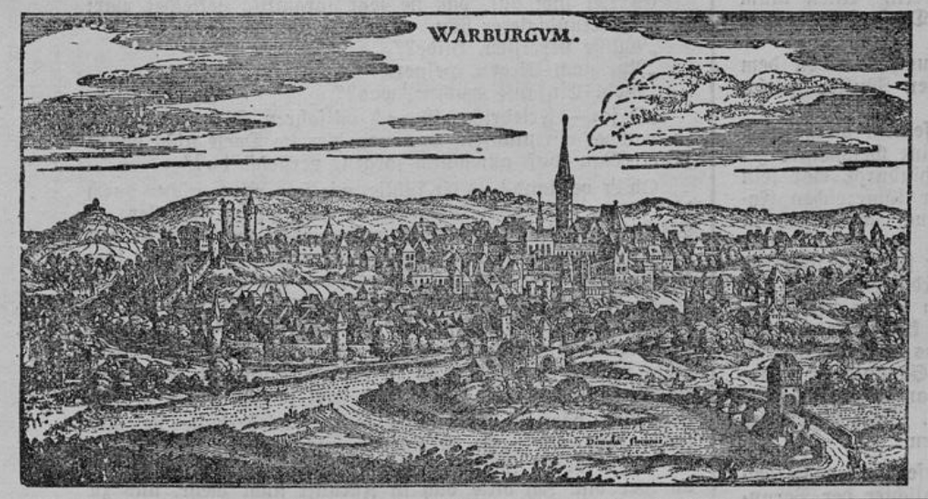
Prämien auf Taschendiebe.

In Tokio hat die Zunft der Taschendiebe so erheblich zugenommen, daß sich die Polizei zu außerordentlichen Maßnahmen veranlaßt sah. Zunächst wurde eine genügende Anzahl von Detektiven auf die Spur der Langfinger geschickt, und dann hat man nicht verfehlt, den Eifer der Beamten durch Prämien zu erhöhen. Jüngst konnte die erste Preisverteilung vorgenommen werden. Fünfzehn Detektive mußten sich im Polizeipräsidium von Tokio versammeln. Prämiiert wurde die Tätigkeit während des Winters von 1933 auf 1934. In dieser Zeit waren 1404 Taschendiebstähle ausgeführt worden. Wenigstens haben die amtlichen Stellen diese Zahl, die ja zweifellos durch die Wirklichkeit nicht unerheblich übertroffen wird, nach den einlaufenden Meldungen errechnet. Von den Detektiven wurden nun 959 Täter erwischt. Man glaubt, daß 68 vom Hundert aller Taschendiebstähle von den verhafteten Sündern verübt wurden. Den ersten Preis erhielt der Detektiv Keiji Schizu. Er erwischte in den sechs Monaten 38 Taschendiebe. Sein Kollege Sato machte 30 Gauner dingfest, der nächste 26. Die Mindestzahl der ergriffenen Gesetzesbrecher, die auf einen der fünfzehn Detektive entfiel, betrug elf.

Man schenkt fünf Gramm Radium.

Ein wahrhaft fürstliches Geschenk hat Herr Mitsui, den manche Leute als den reichsten Mann der Alten wie auch der Neuen Welt bezeichnen, einem japanischen Krankenhause gemacht, nämlich fünf Gramm Radium. Der Hauptwert dieses kostbaren Elementes besteht bekanntlich in seiner Zuverlässigkeit bei der Bekämpfung des Krebses. Bislang besaß Japan von diesem Heilmittel nur zwei Gramm. Durch diese Spende wächst also dieser Schatz auf sieben Gramm an. Nur die Vereinigten Staaten und Frankreich können sich rühmen, eine größere Menge Radium zu besitzen. Die Spende wurde von den Gruben im afrikanischen Kongostaat erworben. Die Kosten werden mit einer Million Yen angegeben, was augenblicklich einer Summe von dreiviertelmillionen Mark entspricht. Die Schenkung war die erste Handlung der neugegründeten Mitsui-Gesellschaft, die sich eigens zu diesem Zwecke gebildet hat, einen Betrag von dreißig Millionen Yen zu wohltätigen Zwecken zu verteilen.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 79 | **10. Oktober 1934** | **8. Jahrgang**

Die Eisenbauern

Roman von Rudolf Atsch

(6. Fortsetzung)

„Nein. Deine Mutter hat die Angst ein wenig krank gemacht. Sie liegt im Bett und konnte nicht heraufkommen. Die Bergleute und alle anderen sind nach Hause gegangen."

„Mein Onkel liegt noch drinnen —"

Der Förster erschrak.

„Was ist mit dem?"

„Er ist ohnmächtig geworden, der Arme. Der Karl ist nur noch bei ihm. Man muß ihn nach Hause bringen. Wollen Sie noch zu ihm hinein, Herr Förster? Vielleicht können Sie ihn heraustragen helfen. Ich war zu schwach — falle selbst bald um. Wenn ich im Dorf bin, schicke ich noch Leute herauf."

Der Förster nickte und wollte sofort in den Stollen eilen.

„Nehmen Sie mein Licht mit!"

Der Förster nahm die Grubenlampe und ging in den Stollen.

Heinrich atmete tief und wandte sich dann an das Mädchen:

„Komm, wir wollen hinuntergehen, Marie!"

Sie drängte sich an seine Seite, schob ihren Arm unter den seinen und sagte bittend:

„Stütze dich auf mich, lieber Heiner, du wankst so..."

Er lächelte müde.

„Danke schön, Marie, aber ich denke, es geht noch so."

„Du torkelst entsetzlich."

„Ja, ich komme mir vor wie ein Betrunkener. Sehr schlapp bin ich, das merke ich erst jetzt."

Sie schritten von der Halde den unebenen, von schweren Steinwagen zerfahrenen Weg hinab. Unter ihnen sang die Sieg ihr Lied. Ihr lustiges Plätschern und Rauschen erfüllte das gesamte Tal.

Heinrich blieb stehen und preßte den Arm seiner Begleiterin an sich. Verklärt schweifte sein Blick über das abendliche Landschaftsbild. Er flüsterte mit bewegter und feierlicher Stimme:

„Wie schön es doch hier draußen ist, Marie! Wie wunderbar und herrlich ist Gottes Schöpfung! Noch nie kam sie mir so überaus schön, so groß und so erhaben vor wie jetzt. Erst unter der Erde spürt man, wie köstlich, gut und rein die Luft hier oben auf der Erde ist. Drei Tage in diesem stockdunklen Verließ! Die Augen sehnen sich nach Bildern, sie wollen Bäume sehen, Häuser, Berge, Himmel, Sonne, Sterne... Doch überall nichts — nur rabenschwarze Nacht. In den Ohren das monotone Plätschern und Tropfen des Wassers — die Hände fühlen nur kaltes, nasses Gestein... Schon am ersten Tage nach dem Einsturz brannten unsere Lichter aus und wir weilten ganz im Dunklen. Keiner von uns dachte an Essen und Trinken, keiner von uns spürte Hunger — alle lauschten gespannt auf irgendein Zeichen von draußen... Und über uns noch immer das Reißen und Aechzen in dem hängenden Gebirge. Manchmal war's, als ob dort tausend Kobolde bemüht seien, noch immer neue Gesteinsmassen herunterzustoßen. Oft war's uns, als ob im Berg jemand höhnisch lachte. Dieses Lachen dämpfte die Hoffnung und senkte Verzweiflung in die Seelen... Es waren lange und qualvolle Stunden..."

„Das kann ich verstehen, Heiner."

„Ich werde sie nie vergessen!"

Marie nickte. Plaudernd gingen sie weiter. Am Anfang des Dorfes kamen ihnen zwei Knechte entgegen. Heinrichs Mutter hatte sie geschickt. Sie war in Unruhe über sein langes Ausbleiben gewesen. Heinrich trug ihnen auf, nach dem Onkel zu sehen. Er sei imstande, allein nach Hause zu gehen.

Als er seinen Hof erreichte, nahm er Abschied von Marie.

„Es hat mich sehr gefreut, Marie, daß du mich abgeholt und begleitet hast." Er drückte ihr warm die Hand. „Ich danke dir sehr."

„Ach, Heinrich, das ist nicht nötig!" Ihre Hand zitterte in der seinen. „Das war ja auch alles, was ich tun konnte!"

Sie sprach nicht von ihrer Angst, von ihren schlaflosen Nächten und von den heißen Gebeten, die sie zu Gott gesandt...

Glücklich ging sie von ihm fort — ein Hoffnungsstrahl war in ihre Brust gedrungen...

Heinrich suchte im Haus sofort seine Mutter auf. Sie saß aufrecht im Bett, als er ihr Schlafzimmer betrat. Neben ihr auf dem Nachttisch brannte eine kleine Oellampe. Als sie ihn bemerkte, ergriff sie seine Hände und betrachtete ihn von oben bis unten.

„Bist du ganz heil und gesund geblieben, Heiner?"

„Ja, Mutter!"

„Gar nicht verletzt?"

„Nein — nur einige Schrammen, doch was macht das?"

„Dann müssen wir Gott danken, Heiner!"

„Ja, Mutter." — — —

Am Morgen des nächsten Tages ruhte alle Arbeit. Nur auf der Hütte wurde das Notwendigste verrichtet, denn der Ofen durfte nicht erlöschen.

Vor dem großen Wohnhaus der Linkes waren die Bewohner des Dorfes zusammengeströmt, um den zwei toten Bergleuten das letzte Geleit zu geben.

Der eine der Verunglückten war ein Fremder und wohnte noch nicht lange im Dorf. Ihn hatte der gute Lohn der Bergleute angezogen und in die Erde getrieben. Er hatte an schimmernde blanke Taler gedacht und nicht an die Gefahren dieses schweren Berufes.

Am meisten betrauerte man den andern, einen kaum zwanzigjährigen Jungen. Er war im Dorfe sehr beliebt gewesen.

In einem buckligen und schiefen Häuschen neben dem Hofe der Linkes hatte er mit seiner alten Mutter gelebt, zufrieden und glücklich.

Treu und redlich hatte er schon seit seinem vierzehnten Lebensjahre für die Mutter und fünf kleine Geschwister gesorgt. Monat für Monat, sechs Jahre hindurch, war sein Verdienst die einzige Einnahmequelle der köpfereichen Familie gewesen, denn sein Vater hatte auch schon früh in einer Grube den Tod gefunden.

Uneigennützig sich aufopfernd, hatte er stets die schwerste Arbeit gesucht, um möglichst viel zu verdienen, damit die Mutter und die Geschwister keine Not zu leiden brauchten.

Still und zurückgezogen hatte er sein kurzes Leben verbracht. Nun war's vorbei mit ihm, das tückische Gestein hatte ihn erdrückt. Doch er hatte seine Schuldigkeit getan.

Zwei seiner Brüder waren schon herangewachsen, seine Hände hatten sie groß und stark gemacht. Jetzt legten sich die Pflichten des Toten auf ihre Schultern.

Unter den hohen Linden vor dem Hause standen die beiden Särge. An ihnen hingen die Grubenlichter der Verunglückten, die treuen Lampen, die sie so lange zur Arbeitsstätte begleitet hatten. Sie hatten ihnen so oft den Weg gezeigt in die dunkle Erde, auch bei ihrer letzten Einfahrt sollten sie ihnen leuchten.

Die Träger hoben den Sarg auf ihre Schultern, der Leichenzug bildete sich und setzte sich in Bewegung. Man trug die Opfer der Arbeit hinaus aus dem Dorfe auf den stillen Friedhof und senkte sie in die Erde.

Die letzte Einfahrt.

Ein letztes „Glück auf!"

5. Kapitel.

Einige Wochen waren seit dem Unglück vergangen. Alles im Dorf war wieder in seinem alten Gleis. Schrecken und Angst waren schnell vergessen. Man schob wie immer die Hunde in den Stollen der Grube „Habicht", um auf ihnen den kostbaren Eisenstein ans Licht zu fördern.

An einem frühen Morgen warf sich Heinrich die Flinte um und steckte den Hirschfänger in den Gürtel.

„Was willst du heute haben?" fragte er lachend die Mutter. „Einen Hasen, einen Rehbock, ein Wildschwein?"

„Oho, du tust ja grad so, als ob das Wild nur auf dich warte!"

„Ich habe heute Glück, Mutter, das weiß ich!"

„Nun, mit einem Hasen bin ich schon zufrieden."

„Gut, du sollst ihn haben."

Er ging an die Tür und pfiff den Hunden. Laut bellend kamen sie herbei und als sie die Flinte auf seinem Rücken erblickten, sprangen sie freudig an ihm empor.

Heinrich hatte wirklich Glück an diesem Morgen. Schon nach kurzer Zeit hingen drei Hasen, an den Hinterläufen zusammengebunden, ihm von der Schulter herab.

„Das genügt," sagte er zufrieden zu sich selbst und machte sich auf den Heimweg.

Als er aus dem Walde trat, sah er die Hilde vor sich auf dem Weg, der ins Dorf führte.

Er wollte sich schnell hinter einem Gebüsch verbergen, doch in diesem Augenblick wandte sie den Kopf und erblickte ihn. Jetzt konnte er sich nicht mehr verstecken.

Die Hilde war doch nicht seine Feindin — auch kein gefährliches Gespenst, das man fliehen mußte. Er hatte eigentlich keinen Grund, ihr aus dem Wege zu gehen, und tat er es, daß sie es merkte, so mußte er sie verletzen.

Er schob die Hasen weiter die Schulter hinauf und ging auf die Försterstochter zu. Sie war stehen geblieben und erwartete ihn.

„Guten Morgen, Heiner!"

Er grüßte freundlich zurück.

„Nun, schon so früh auf der Jagd gewesen?"

„Wie du siehst, Hilde."

Er sah ihr prüfend ins Gesicht. Er war etwas überrascht, denn sie hatte sich sichtlich verändert. Auch ihr Benehmen und ihre Sprache waren nicht mehr so frei und ungezwungen wie früher; die Wangen waren bleicher geworden und um den Mund lag ein herber und schmerzlicher Zug.

„Wie gehts?" fragte er.

„Oh, danke, sehr ausgezeichnet! Dir scheinen auch die drei Tage unter der Erde nicht geschadet zu haben?"

„In keiner Beziehung — nein! Ich fühle mich wieder sehr wohl."

„Das freut mich!"

Es fiel ihm auf, daß sie sehr sorgfältig gekleidet war; deshalb erkundigte er sich:

„Willste verreisen, Hilde?"

„Nur nach Siegen, Heiner."

„Wohl Einkäufe machen, was?"

„O ja — Friedrich will auch mitfahren. Wir haben noch so manches einzukaufen, was man hier im Dorfe nicht haben kann. Man muß allmählich sorgen, verstehst du?"

Ob er verstand? — Er fühlte, wie sein Blut rascher durch die Adern zu laufen begann, das Herz pochte schneller. — Weshalb mußte sie ihm auch noch wieder grad hier in den Weg laufen! — Er hätte laut fluchen können, so war ihm zumute. Weshalb war er nicht noch auf der Jagd geblieben? — Er kämpfte mit Gewalt seine Erregung nieder, stellte sich gleichgültig und es gelang ihm sogar zu lächeln.

„Natürlich müßt ihr sorgen. Wenn man heiraten will, gibts viel zu bestellen. Das ist klar. Wann soll denn nun eigentlich die Hochzeit sein? Man hört ja gar nichts mehr."

„Man hört ja gar nichts mehr," wiederholte sie und lachte kurz auf. „Es ist wirklich nicht meine Schuld, daß du nichts hörst. Ich habe dich noch nicht oft gesehen, seit du hier bist. Ich bitte dich in Zukunft nicht mehr, uns zu besuchen —"

Er war sehr rot geworden und trottete geduckt neben ihr her, den Blick starr auf den Boden geheftet. Etwas unsicher erwiderte er:

„Hilde, reden wir nicht mehr davon!"

„Wie du willst."

Sie schritten eine Zeitlang schweigend weiter. Dann begann sie wieder:

„Den Tag der Hochzeit wolltest du wissen? — Nun, wir haben ihn noch nicht bestimmt. Vielleicht am Anfang des Februar — vielleicht warten wir aber auch noch bis nach Ostern —"

Weshalb noch so lange? dachte er. Wenn diese Hochzeit doch mal vorbei wäre! Er würde sie dann leichter vergessen können, zweifellos. Eine Frau Schulze konnte man doch nicht mehr begehren — vielleicht sogar nicht mehr lieben — vielleicht heilte dann die unselige Neigung.

„Willst du denn noch nicht heiraten, Heiner?" fragte sie und sah ihn von der Seite an.

Er blieb stehen und blickte sie überrascht an.

„Wie kommst du denn zu dieser Frage, Hilde?"

„Hm, wie ich dazu komme?"

„Ja, du kannst manchmal dumm fragen!" Er lachte hart auf.

„Nun, man spricht doch soviel über — über —" Sie stockte.

„Ueber — über —?" forschte er begierig.

„Ach ja, weshalb soll ich dir's nicht sagen?" versetzte sie. „Wenn die Leute reden, so wirst du Grund dazu gegeben haben. Aber du weißt doch auch, worüber man spricht!"

„Du meinst über mich und die Tochter Stendls?"

„Ja, natürlich!"

Er ging mit ihr weiter.

„Die Leute wissen nichts, Hilde, und was man sich erzählt, entspricht nicht der Wahrheit. — Ich denke nicht an eine Heirat mit der Marie!"

„Na, nun tu mal nicht so, Heiner! Du gehst doch bei dem Lehrer ein und aus — fast jeden Abend, habe ich gehört."

„Wie kann man aber da gleich an eine Heirat denken? — Man hat hier wenig Unterhaltung im Dorf und in der Gesellschaft keine Wahl. Zuhause kann man doch nicht immer bleiben und ins Wirtshaus gehe ich nicht gerne. Die Abende bei dem Lehrer liebe ich. Ihn und seine Tochter kann ich gut leiden. Es ist angenehm, behaglich und gemütlich bei ihnen. Das ist alles!"

„So? — Ich glaube es nicht, Heiner!" Nach einer kleinen Pause fügte sie hinzu: „Des Schullehrers Tochter auch, nicht!"

„Wie meinst du das?"

„Ich meine — sie bildet sich allerhand ein. Sie glaubt bestimmt, du kämest nur ihretwegen!"

Er schwieg.

(Fortsetzung folgt)

Auf einen Schelmen anderthalbe

Skizze von Herbert Schnitt-Carlen

Mit festem Griff knipste Lisa Fehling das elektrische Licht an, während sie dem Manne, der soeben fast unhörbar in das dunkle Zimmer getreten war, mit der Rechten die Selbstladepistole entgegenhielt. „Hände hoch!" sagte sie mit eiskalter Stimme, in der auch nicht die Spur irgendwelcher Erregung zu hören war.

Langsam hob der andere die Arme in die Höhe. Er trug einen dunklen Anzug, ein ebensolcher Filzhut deckte das Haar. Seine Züge waren regelmäßig, die Augen dunkel; um den scharf geschnittenen Mund spielte ein leichtes belustigtes Lächeln. Ruhig blickte er sein Gegenüber an. „Sie werden mir hoffentlich erlauben, mich zu setzen, mein Fräulein", sagte er dann mit betonter Gelassenheit. „Diese Stellung ist nämlich ziemlich ermüdend, vor allem dann, wenn man stehen muß."

Das junge Mädchen machte eine drohende Bewegung mit der Waffe. „Rühren Sie sich nicht", rief Lisa scharf, „sonst rufe ich die Polizei an und lasse Sie verhaften. Sie hatten natürlich angenommen, das Haus sei leer und Sie könnten ungestört Ihr Vorhaben ausführen. Aber ich hörte Sie kommen und konnte in aller Ruhe meine Maßnahmen treffen."

„Wer sind Sie denn eigentlich?" erkundigte sich der Eindringling interessiert.

Das junge Mädchen runzelte unwillig die Stirn. „Nun, wer denn sonst wohl als die Tochter des Mannes, den Sie zu bestehlen im Begriffe standen."

Lisa machte eine Bewegung, als wollte sie zum Fernsprecher greifen, doch sein kurzes Auflachen ließ sie zögern.

„Ich würde an Ihrer Stelle die Polizei lieber nicht anrufen", meinte er nachdrücklich. „Ich kann mir wirklich nicht gut vorstellen, daß Ihnen daran gelegen ist, die Polizei hier zu sehen."

Er blickte sein Gegenüber scharf an und glaubte zu bemerken, daß ein leises Zittern die schlanke Gestalt durchlief. Und von neuem lachte er auf, ein herzliches unbekümmertes Lachen.

„Sie wollen mir weißmachen, daß Sie Fräulein Dettmering sind, aber Sie scheinen nicht zu wissen, daß die Familie Dettmering überhaupt keine Tochter hat. Außerdem haben Sie Ihre Sache auch sonst schlecht gemacht. Ihr Haar ist ganz in Unordnung, ein Beweis dafür, daß Sie in aller Eile Ihren Hut abgerissen haben. Dann sieht ein Stück Ihres Mantels dort unter dem Fenstervorhang hervor, wo Sie ihn haben verstecken wollen. Sie haben falsch spekuliert, junges Fräulein, und ich komme immer mehr zu der Ueberzeugung, daß Sie hier unbefugt eingedrungen sind. Vielleicht eine Einbrecherin?"

Lisa Fehling biß sich auf die Lippen, in ihren Augen zeigte sich ein seltsames Glitzern.

„Sie haben wirklich eine bewunderungswürdige Beobachtungsgabe", meinte sie dann. „Vielleicht darf ich Sie nun fragen, wer Sie denn eigentlich sind und was Sie hier zu schaffen haben?"

„Verzeihen Sie, bitte, meine Unhöflichkeit! Ich habe ganz vergessen, mich vorzustellen. Mein Name ist Walter Dettmering", sagte jener mit höflicher Verbeugung.

Lisa erschrak sichtlich. Walter Dettmering, also der Sohn des Hauses! Kein Wunder, daß ihr Streich mißglückt war. Aber einen Augenblick später hatte sie sich bereits wieder gefaßt.

„So, Herr Dettmering also. Nun, das kann mich weiter nicht stören", sagte sie entschlossen. „Ich muß Sie ersuchen, mir nach dem Schrank dort voranzugehen. Ich bedaure, Sie dort eine Zeitlang einschließen zu müssen." Ein bedeutsamer Blick auf die Pistole in ihrer Hand sollte ihrer Aufforderung Nachdruck verleihen.

Doch Walter Dettmering schüttelte ruhig den Kopf. Im selben Augenblick hörte Lisa hinter sich eine Stimme, erschreckt drehte sie sich halb um, und schon fühlte sie sich von den starken Armen des anderen umfaßt. Die Waffe wurde ihr entrissen.

Zitternd stand das junge Mädchen dann vor ihrem Bezwinger. Dieser zündete sich in aller Gemütsruhe eine Zigarette an und blies behaglich eine Rauchwolke von sich.

„Seien Sie mir nicht böse, daß ich Ihnen diesen Streich spielte", sagte er lächelnd. „Ich habe nämlich mal zum Spaß Bauchreden gelernt, und das kam mir jetzt sehr zu statten, um Ihnen das gefährliche Spielzeug hier abzunehmen. Inzwischen haben sich aber unsere Rollen vertauscht. Jetzt denke i ch stark daran, die Polizei anzurufen."

Ein paar dicke Tränen flossen aus Lisas schönen Augen. Walter Dettmering gab seinen bisher so spöttischen Ton auf, und ein gewisses Mitleid klang aus seiner Stimme, als er jetzt auf die junge Dame zutrat und ihr leise die Hand auf die Schulter legte.

„Dies hier ist nichts für ein junges Mädchen", sagte er ernst. „Nur ganz wenige Frauen haben bisher diesen lichtscheuen Beruf mit Erfolg ausgeübt. Sie sollten lieber etwas anderes anfangen. Vielleicht kann ich Ihnen helfen ... als Stenotypistin oder dergleichen. Sagen Sie mir Ihren Namen und Ihre Wohnung, dann können Sie gehen. Im Laufe der nächsten Woche lasse ich von mir hören. Ich glaube nicht, daß Sie schlecht sind, dafür haben Sie zu sanfte Augen ..."

Schweigend half er ihr in den Mantel und begleitete sie dann bis an die Haustür. Sein kräftiger Händedruck beim Abschied schien ein Versprechen zu enthalten.

Lisa Fehling war sehr überrascht, als sie am anderen Morgen von dem Einbruch in der Villa Dettmering las, der Diebe in der vergangenen Nacht einen unerbeteten Besuch abgestattet und einen nicht unbeträchtlichen Betrag an Geld und Schmuckſachen hatten mitgehen heißen. Noch überraschter war sie indessen, als einige Tage später die Post ein Päckchen brachte, das ein wunderhübsches Armband enthielt. Dabei lag ein schmaler Zettel mit nur wenigen Worten in Schreibmaschinenschrift: „Als Ersatz für das Ihnen abgenommene ‚Spielzeug'! Uebrigens hat die Familie Dettmering auch keinen Sohn!"

Schicksal in der Arena

Von Ernst Clausen

„Auf in den Kampf, Torero — — —"

So ist die strahlende Opernromantik, in die für den Nichtspanier die Stierkämpfe und ihre Helden getaucht sind. Die Wahrheit sieht wie üblich ein wenig anders aus. Ueber die Grausamkeit dieser sogenannten Volksbelustigung in Spanien mag hier weiter kein Wort verloren werden, hier mögen nur ein paar Einzelschicksale schildern, wie wenig eigentlich der Beruf des Toreros die Gloriole des Heldentums verdient, sondern mehr oder minder nur ein verwegenes Spiel mit dem Tode ist.

Die Unglückskette von La Coruna soll sprechen.

Einer der Berühmtesten unter den spanischen Toreros war Juan Belmonte. In der Arena von La Coruna erlebte er vor nicht langer Zeit seinen schwarzen Tag. Der anstürmende Stier schlug Belmonte die spitze Klinge aus der Hand. In weitem Bogen flog die Waffe aus der Arena mitten in die dichtgedrängt sitzenden Zuschauer und fiel so unglücklich nieder, daß sie sich einem Mann in die Brust bohrte, das Herz durchstach und ihn auf der Stelle tötete.

Im Publikum hatte auch ein anderer Torero, Domingo Ortega, gesessen. Mit fieberhafter Spannung war er jeder Phase des Kampfes gefolgt, denn dort ur' stand einer, der es besser konnte als er und von dem nur zu lernen war. So mußte Ortega auch genau den Flug der Unglücksklinge verfolgen.

Domingo Ortega sollte am anderen Tage in der Arena von Manzanares kämpfen. Es kam nicht mehr dazu. Der Schock saß dem Stierkämpfer so in den Gliedern, daß er auf